Auf und nieder.

Roman von **Ludwig Habicht.**

(2. Fortsetzung.)

„Lassen Sie den Herrn durch! Geben Sie Raum!“ mahnte der Bureauchef, und auch der alte Buchhalter, dem die hellen Thränen die mageren Backen hinunterrollten, sprach beschwichtigende Worte, doch schon hatte man sich in bewunderungswürdiger Schnelligkeit Rath gewußt. Es öffnete sich eine Gasse, und eine aus den ältesten und angesehensten Arbeitern gebildete Deputation, deren Sprecher der erste Monteur war, trat hervor.

Sie baten und beschworen Hammers in schlichten, ergreifenden Worten, doch nicht die Flinte in's Korn zu werfen; er werde schon aus allen Schwierigkeiten sich wieder herauswinden; sie alle wären bereit, für ihn und mit ihm Opfer zu bringen. Und sie boten jetzt selbst eine Lohnverkürzung an und erklärten sich auch mit einer Einschränkung der Arbeitszeit einverstanden.

„Ich danke Euch! ich danke Euch!“ rief Hammers, der seinen Thränen jetzt freien Lauf ließ, „aber es geht nicht. Die Verluste kamen zu rasch aufeinander und waren zu groß. Ich könnte kein ehrlicher Mann mehr bleiben und würde vollends zum Betrüger herabsinken, wollte ich weiterarbeiten lassen. Martert mich nicht länger — ich kann nicht!“

Er war am Ende seiner Kraft. Ferdinand und der Bureauchef geleiteten ihn hinaus. Hinter ihm summte und schwärmte es wie im Bienenstock. Die Arbeiter umringten die Angestellten, redeten mit großer Lebhaftigkeit auf sie ein, besprachen laut und erregt die Maßregeln, die bei der so plötzlich eingetretenen Wendung der Verhältnisse von ihnen zu ergreifen sein würden.

Die Ansichten waren getheilt, doch stimmte die Mehrzahl dafür, noch einige Tage ruhig abzuwarten und die Dinge sich entwickeln zu lassen; es war ja nicht anzunehmen, daß der Herr schon sein letztes Wort gesprochen haben sollte.

Unterdeß schritt Adolf Hammers, schwer auf den Arm seines Sohnes gelehnt, durch den großen, wohlgepflegten, jetzt in die bunten Farben des Herbstes getauchten Park, der zwischen den Fabrikgebäuden und seinem Wohnhause lag und dieses von allen Seiten umgab.

Jetzt traten beide aus den dichteren Baumpartien auf einen von Ziersträuchern eingefaßten, kiesbestreuten Weg, und vor ihnen lag das zweistöckige Haus, an dessen Wänden sich der jetzt röthlich angehauchte wilde Wein und Kletterrosen hinaufrankten, und vor dem sich ein sammetartig geschorener Rasenplatz ausbreitete, der von Blumenbeeten umgeben war, und in dessen Mitte ein Springbrunnen seine silbernen Strahlen in die Herbstluft warf.

Hammers blieb stehen und betrachtete das liebliche Bild, das ihm schöner, entzückender noch nicht erschienen war, als in diesem Augenblicke, wo er darin das Paradies sah, aus dem er und die Seinen bald genug vertrieben werden würden.

Seinen Arm aus dem seines Sohnes ziehend, sagte er: „Geh hinein zur Mutter; berichte ihr, was soeben geschehen ist — ich — ich vermag es nicht.“

„Und Du, Vater?“ fragte Ferdinand, mit Besorgniß auf den erst so hinfälligen und jetzt wieder fieberhaft erregten Mann schauend.

„Ich komme später. Laß mich jetzt erst in mein Zimmer gehen, um mich dort zu sammeln und zu erholen.“

„Darf ich Dich nicht dahinführen, Vater?“

„Nein!“

„Darf ich Dir nicht wenigstens Ernst mit einer Stärkung schicken? Du bist so angegriffen.“

„Nein! Thue, was ich Dir sage! Ich lechze nach einigen Minuten des Alleinseins. Willst Du Deinem gehetzten Vater diese kurze Rast nicht gönnen?“

Der Ton dieser Stimme klang auf's äußerste gereizt; das bleiche, verfallene Gesicht hatte sich mit einer hektischen Röthe überzogen; die Augen glühten wie im Fieber. Ferdinand wagte nicht, sich ihm noch ferner zu widersetzen. Während der Vater durch einen Seiteneingang in's Haus trat, stieg er die Stufen zu der mit hohen Topfpflanzen besetzten Veranda empor, über welche eine Matte ausgebreitet lag, und auf der leichte Tische, Stühle, Sessel und Bänke aus Bambusgeflecht und aus Gußeisen standen; hübsche Decken, Kissen und Fußbänke, Arbeitskörbe und Bücher deuteten darauf hin, daß dieser Ort während der guten Jahreszeit ein bevorzugter Aufenthalt der Familie sei.

Er war jetzt leer, und Ferdinand Hammers ging aus der Veranda in den dahinterliegenden Gartensaal und von dort in das Innere des Hauses, um seine Mutter aufzusuchen und ihr seine verhängnißvolle Botschaft zu bringen. —

Sein Vater hatte, unbemerkt von den in der Küche weilenden Dienstboten, sein Zimmer erreicht, das etwas abgesondert von den Wohn- und Gesellschaftsräumen der Familie lag. Er war der zärtlichste Gatte und Vater, fühlte sich nur glücklich im Kreise der Seinen und hatte doch Stunden, in denen ihm völlige Einsamkeit ein Bedürfniß war. Bei einem vor etlichen Jahren vorgenommenen Umbau des Hauses hatte er, diesem Bedürfniß Rechnung tragend, sein Privatzimmer so eingerichtet, daß es nicht nur durch einen kleinen Vorflur von den übrigen Zimmern getrennt lag, sondern von ihm auch durch das Oeffnen oder Schließen einer Schiebethür nach Belieben mehr oder weniger isolirt werden konnte.

Jetzt schloß er die Thür hinter sich, schleuderte den leichten Strohhut, den er auf dem Kopfe getragen, in die Ecke und sank auf einen Stuhl. Mächtig arbeitete seine Brust, keuchend und pfeifend ging sein Athem; seine Augen wanderten rastlos umher in dem hübsch ausgestatteten Raume, wo jedes Stück ihm die Erinnerung an Zeiten brachte, die vergangen, unwiederbringlich verloren waren.

Den Kopf in die Hand stützend, versank er in grübelndes Sinnen, doch überließ er sich demselben nur für wenige Minuten.

„Es muß sein!“ rief er aufspringend. „Die Rechnung stimmt nicht, deswegen eben muß ich einen Strich darunter machen, und ich darf nicht säumen. Sobald Amanda erfährt, was geschehen ist, wird sie hierhereilen — und dann ist es zu spät!“

Er trat an einen in einer Ecke des Zimmers stehenden Schrank, in dem er einige schön ausgelegte Jagdgewehre und andere Waffen verwahrte, griff nach einem kleinen Revolver, den er schon bereitgelegt gehabt, und ging damit zu dem zwischen den beiden Fenstern hängenden Spiegel.

„Meine geliebte Frau, meine guten Kinder, verzeiht,“ murmelte er. „Ich bereite Euch einen großen Schmerz; und doch ist es besser für Euch, der Gatte und Vater ist todt, als er lebt als Ehrloser!“

Und er setzte den Revolver an die Schläfe.

In diesem Augenblick klopfte es heftig an die Außenthür, und eine Frauenstimme rief: „Adolf — Adolf! Oeffne!“

„Amanda! Da ist sie schon! Ich dachte es wohl!“ murmelte Hammers.

Sein Finger berührte den Drücker des Revolvers, ein Schuß krachte, blutüberströmt sank er zu Boden.

3.

In einem zwischen dem Salon und dem Speisezimmer belegenen halbrunden Zimmer von mäßiger Größe, das, wenn sie sich nicht auf der Veranda befand, ihr Lieblingsaufenthalt war, saß Frau Amanda Hammers. Sie war eine Frau von schlankem, feinem Gliederbau und hatte, obwohl sie die Hälfte der Vierzig bereits überschritten, in ihrem Aussehen wie in ihren Bewegungen noch etwas Jugendliches, ja sogar Mädchenhaftes. Voll und glänzend lag das reiche hellblonde Haar noch auf ihrem Scheitel, die hellbraunen Augen blickten sanft und freundlich aus einem schmalen, zarten Gesicht, aber der blasse Mund, das feine Kinn und die von der Stirne steil absteigende, klassisch geformte Nase waren von kleinen Fältchen umgeben, die darauf hindeuteten, daß ihre Besitzerin manch körperliches Leid zu ertragen gehabt hatte.

Frau Hammers, die von Jugend an sehr zart gewesen war, hatte seit der Geburt ihrer Tochter ein Leiden, das die Kunst der Aerzte wohl zu begrenzen und zu mildern, aber nicht zu heilen vermocht hatte. Es war dies ein Grund mehr für den Gatten, die zärtlich geliebte Frau mit allem zu umgeben, was das Leben angenehm und behaglich zu gestalten vermag, und er ward in diesem Bemühen von seinen beiden Kindern unterstützt. Es gehörte ein so sonniges Gemüth, ein so liebenswürdiges Wesen und ein von Grund auf so tüchtiger Charakter, wie Amanda Hammers besaß, dazu, um in dieser Atmosphäre nicht zu verweichlichen und nicht einer großen Selbstsucht zu verfallen.

Frau Hammers war, trotz ihrer Zartheit und zeitweiligen Kränklichkeit, eine auf Thätigkeit gestellte Natur. Sie leitete ihr Hauswesen mit Umsicht und Festigkeit, hatte Freude an guten Büchern und Musik, verfertigte gern schöne Handarbeiten, und man sah sie selten oder vielmehr niemals unbeschäftigt.

An diesem Vormittage war dies dennoch der Fall.

So sehr ihr Gatte sich auch bemüht hatte, ihr gegenüber eine heitere, sorglose Miene zur Schau zu tragen, es war ihm doch nicht gelungen, sie, die seit siebenundzwanzig Jahren in seinem Gesichte wie in einem aufgeschlagenen Buche las, zu täuschen. Auf ihre besorgten Fragen hatte er ihr eingestehen müssen, daß er schwere Verluste gehabt habe, von anderen bedroht sei und Sorgen und Kämpfe zu bestehen habe. Kannte sie auch nicht den ganzen Umfang des hereingebrochenen Mißgeschickes, so wußte sie doch genug, um voll Bekümmerniß in die Zukunft zu schauen, die sich früher so klar und freundlich vor ihr ausgebreitet hatte. Besonders heute war ihr recht schwer zu Sinne; sie wußte, daß ihr Mann seine ersten Angestellten zu einer Berathung zusammengerufen und auch den Sohn hinzugezogen hatte, und sie harrte mit angstvoller Spannung dem Ergebniß derselben entgegen. Sie hatte mit Clelia, ihrer achtzehnjährigen Tochter, nach dem ersten Frühstück auf der Veranda gesessen, es aber dann recht gern gesehen, als das junge Mädchen sich zurückgezogen, um für den italienischen Unterricht, den sie mit Eifer und Interesse bei einer in Magdeburg lebenden Italienerin nahm, eine größere Ausarbeitung zu machen. Sie wollte das Herz der Tochter nicht mit ihren Sorgen beschweren, und es war ihr doch nicht leicht geworden, die Maske der ungetrübten Heiterkeit vor ihr aufrecht zu erhalten.

Auch auf der Veranda hatte es sie nicht geduldet; der leuchtende Wasserstrahl, die Pracht der Herbstblumen that ihren Augen weh. Sie flüchtete in ihr Lieblingszimmer, obwohl auch dessen Ausstattung wenig im Einklang mit ihrer Seelenstimmung stand.

Die Wände waren bedeckt mit kostbaren grünen Sammettapeten, die mit breiten Goldleisten eingefaßt und durch schmälere in einzelne Felder getheilt waren, in denen schöne italienische Landschaften von modernen Künstlern hingen. Die Möbel aus vergoldetem Holze und die schwellenden Polster in verschiedenen Formen waren, geschmackvoll abgetönt, mit grünem Seidenstoff bekleidet. Vor dem großen halbrunden Fenster befanden sich blühende Blumen und Topfgewächse, in einem gelben Messingbauer zwei buntschillernde Paradiesvögel. Eine sehr schöne Nachbildung der Hebe von Canova trat reizvoll aus einer Umgebung von Myrthen- und Lorbeerbäumen hervor, auf Tischen von Porphyr und Malachit standen kostbare kleine Nichtigkeiten; es fehlte aber auch nicht an einer erlesenen Handbibliothek und an einem zierlichen Nähtisch, während der Flügel im Salon seinen Platz hatte.

Frau Hammers war jedoch heute nicht im Stande gewesen, sich irgend einer Beschäftigung hinzugeben. Sie hatte gelesen, zu schreiben, zu sticken versucht und alles nach kurzer Unterbrechung wieder weggeworfen. Jetzt saß sie schon lange regungslos, die weißen, schmalen, von blauem Adergeflecht durchzogenen Hände ineinandergefaltet, die Augen auf den moosgrünen Teppich geheftet und sie dann wieder zu der Uhr im Gehäuse von französischer Bronze erhebend, deren Zeiger, unbekümmert um das ungleiche Pochen des armen Menschenherzens, gleichmäßig weiterrückte.

Der schrille Ton der Dampfpfeife, der in der Fabrik Mittag bedeutete und schon seit Jahren in ihrem Hause die Stunde für das gemeinsame zweite Frühstück anzeigte, war auch zu ihr gedrungen; sie hatte sodann aus dem nahen Speisezimmer das leise Klirren der Gläser und Teller vernommen, mit denen der Diener die Tafel herrichtete. Nun war auch das wieder verstummt; Stille umgab sie, tiefe Stille, die sich mit jeder Minute schwerer und bedrückender auf ihre Brust legte.

Jetzt horchte sie auf. Vom Gartensaal her nahten Schritte; aber ihr feines Ohr unterschied sehr wohl; das war nicht der schwerere, langsamere Schritt ihres Mannes, sondern der schnellere, elastischere ihres Sohnes, und es wollte sie bedünken, als ob auch dieser heute schwerfälliger sei als sonst. Sie sprang auf, eilte ihm entgegen und rief ihm zu: „Du kommst allein, Ferdinand. Wo ist der Vater?“

„Der Vater ist auf sein Zimmer gegangen; er möchte sich, ehe er zum Frühstück kommt, erst einige Minuten erholen, liebe Mutter; ich soll Dich um Entschuldigung bitten,“ erwiderte Ferdinand, die Hand der Mutter ergreifend und die hellbraunen, den ihrigen so ähnlichen Augen mit dem Ausdruck der innigsten Liebe und Verehrung auf sie richtend. Sie achtete schon gar nicht mehr auf seine letzten Worte, Ohr und Sinn hatten nur die ersten aufgefaßt, und sie wiederholte: „Er muß sich erholen? Die Vorgänge haben ihn also sehr angegriffen?“

„Bitte, liebe Mutter, sei ruhig, rege Dich nicht auf!“ bat er und versuchte, sie sanft auf einen Sessel niederzudrücken.

Sie wehrte ab, blieb vor ihm stehen und gebot: „Sage mir alles; je eher Du das thust, desto barmherziger bist Du. Ich sehe es Dir an, Du hast mir Schweres zu berichten.“

Ferdinand beugte bejahend den Kopf; die Zunge sträubte sich, ihr das Geschehene zu verkünden, und doch mußte es sein. „Der Vater hat mich beauftragt, Dir alles mitzutheilen,“ sagte er.

„Der Vater hat Dich beauftragt? Er wagt nicht, mir selbst zu sagen, was geschehen ist? O, da muß es sehr, sehr schlimm stehen!“

Sie sank jetzt doch auf einen Sessel, und er flüsterte, sie umfangend, mit erstickter Stimme: „Der Vater hat den Arbeitern angekündigt, daß er die Fabrik schließen muß; seine Verluste sind zu groß, sie übersteigen bereits weit sein Vermögen, er —“

Seine Stimme brach, und Frau Hammers hatte auch bereits genug gehört. Den Sohn abschüttelnd, sprang sie auf. „Dein Vater hat den Arbeitern erklärt, daß er zahlungsunfähig sei, daß er die Fabrik schließen müsse?“ rief sie.

„Wir haben ihm alle abgeredet, ihn beschworen, diesen verhängnißvollen Schritt nicht zu thun; es war vergeblich; er —“

„Und Du konntest Deinen Vater allein lassen, nachdem er diesen Ausspruch gethan, der einem Todesurtheil für ihn gleichkommt?“ unterbrach sie ihn.

Er sah sie betroffen an; ein eisiger Schauer rieselte ihm durch das Gebein. „Er befahl mir, ihn allein zu lassen und zu Dir zu gehen —“

„Und Du gehorchtest ihm? Unglücklicher! Wenn Adolf Hammers seine Fabrik schließt, wenn er seine Zahlungen einstellen, seine Arbeiter entlassen muß, so bedeutet das für ihn —“

Sie vollendete den Satz nicht, sondern eilte, nein, flog aus dem Zimmer, durch das Treppenhaus und über den kleinen Gang, der nach dem Zimmer ihres Gatten führte. Ferdinand folgte ihr.

Sie pochte, sie rüttelte am Schloß, sie rief angstvoll den Namen ihres Mannes; nichts antwortete ihr, nichts als der dumpfe Knall, der durch die verschlossene Thür drang und ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigte.

Mit einem gellenden Schrei sank sie in die Arme ihres Sohnes; ein Nebel legte sich vor ihre Augen, eiskalt kroch es nach ihrem Herzen, aber mit einer heldenmüthigen Anstrengung schüttelte sie die Schwäche von sich. „Laß mich, dazu ist jetzt keine Zeit. Oeffnet die Thür! Holt Hilfe!“ gebot sie und richtete sich straff auf.

Schon kamen jetzt aus dem Erdgeschoß die Dienstboten herbei, auch Clelias schlanke Gestalt flog die Treppe herunter; der Knall des Schusses war in der ringsum herrschenden tiefen Mittagsstille gehört worden; nach wenigen Minuten waren auch ein paar Arbeiter aus der Fabrik zur Stelle. Ihrer Kraft gelang es bald, die Thür aus den Angeln zu heben.

In der Nähe des Fensters, wenige Schritte vom Spiegel lag Adolf Hammers mit geschlossenen Augen, neben sich den Revolver, der im Falle seiner Hand entsunken war. Aus einer Stirnwunde rieselte noch das Blut, das bereits wie ein schmaler rother Streifen seinen Kopf umfloß.

Gattin und Sohn waren gleichzeitig an der Seite des Verwundeten, während Clelia sich entsetzt abwandte und von einer Dienerin mitleidig bei Seite geführt ward.

„Er lebt!“ flüsterte Ferdinand, der sich zum Vater hinabgebeugt und ihn leise betastet hatte, und: „Er lebt!“ wiederholte lauter, mit einem aus Schmerz und Jubel gemischten Schrei seine Mutter. „Schafft Wasser, Eis — einen Arzt!“

Das Verlangte war schon in der nächsten Minute herbeigeholt; die Köchin, der Diener, Ferdinand und auch der Bureauchef, ebenso ein jüngerer Buchhalter, die ebenfalls herbeigekommen waren, erboten sich zu Hilfeleistungen, aber Frau Hammers duldete nicht, daß Jemand ihren Gatten berührte. Neben ihm kauernd, seinen Kopf in ihren Schoß gebettet, wusch sie mit einem weichen Schwamm seine Wunde und bemühte sich, das immer herabrieselnde Blut zu stillen. Man wagte nicht, den Körper vom Boden zu erheben, aus Furcht, dadurch das Unheil zu beschleunigen.

Ein leises Stöhnen entrang sich der Brust des Verwundeten, das Bewußtsein schien wiederzukehren; er schlug die Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder und antwortete auch nicht durch das leiseste Zeichen, obwohl Gattin und Sohn zärtlich und bittend seinen Namen riefen.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, die den angstvoll Harrenden eine Ewigkeit gedünkt hatte, dann erschien der Arzt, nicht der Hausarzt der Familie, sondern ein anderer, den man in der Eile auf der Straße angehalten, ein schlichter Mann mit derben Manieren, der seine Praxis vorzugsweise unter der Arbeiterbevölkerung von Sudenburg hatte.

Er wurde wie ein Retter begrüßt und zeigte sich der schwierigen Lage völlig gewachsen.

„Es sind viel zu viel Personen im Zimmer,“ war sein erstes Wort; „ich bitte auch, daß die Damen sich entfernen.“

Er fand nur theilweise Gehorsam; Clelia ließ sich auf das Gebot ihrer Mutter von dem jungen Buchhalter hinausführen; Frau Hammers erklärte aber, nicht wanken und weichen zu wollen, und der Arzt widersetzte sich nicht länger, da er das, was sie bisher gethan, als sehr zweckmäßig anerkannte. Er duldete auch, daß sie den Kopf hielt, während er die Wunde untersuchte.

Nach ganz kurzer Zeit schaute er auf, und das Schmunzeln seines großen Mundes war der geängsteten Frau ein wahres Labsal. „Es ist nicht lebensgefährlich. Die Kugel hat nur die Stirn verletzt, ist abgeglitten und wird wohl ihren Weg in eines der Möbel gefunden haben, denn in's Gehirn ist sie nicht eingedrungen. Die Bewußtlosigkeit und Schwäche rühren lediglich vom Blutverlust und von der vorhergegangenen Aufregung her. Sie können ganz außer Sorge sein, gnädige Frau.“

Mit einem an diesem Manne doppelt bewunderungswürdigen Zartgefühl enthielt er sich jeder Frage nach der Veranlassung zu dem Schusse und ließ es zweifelhaft, ob er einen Selbstmordversuch oder einen unglücklichen Zufall annehme, sondern traf einfach und bestimmt seine Anordnungen. Die Wunde sollte noch durch Wasserumschläge gekühlt und erst nach einigen Stunden verbunden werden. Der Kranke ward in seinem Zimmer auf den darin befindlichen breiten Divan gebettet, und der Arzt prophezeite, daß er schon nach kurzer Zeit wieder hergestellt sein werde. Für die nächsten Stunden empfahl er aber, ihn liegen zu lassen und sich anscheinend so wenig wie möglich um ihn zu kümmern.

Doctor Schnitzlers Vorhersage traf in allen Punkten zu

Adolf Hammers lag auch, nachdem die Wunde verbunden worden war, in einer dumpfen Betäubung, und es war zweifelhaft, ob er etwas von dem wisse, was um ihn her geschah. Allmälig ging aber diese Betäubung in einen Schlaf über, der zuerst unruhig, fieberhaft war, allmälig aber immer sanfter und regelmäßiger ward, und aus dem er bei Anbruch des neuen Tages mit klarem Bewußtsein erwachte.

„Amanda!“ flüsterte er mit schwacher Stimme und versuchte sich aufzurichten, denn sein Blick war auf seine Frau gefallen, die neben seinem Lager in einem Lehnstuhl saß, und deren Augen sich auch zu einem leichten Schlummer geschlossen hatten. Sofort richtete sie sich auf, ergriff seine Hand und rief seinen Namen.

„Kannst du mir verzeihen?“ flüsterte er. „Ich habe schwer an dir und den Kindern gefehlt. Ich war in Verzweiflung.“

Sie beugte sich zu ihm und schloß ihm mit einem Kuß den Mund. „Still, sprich nicht so. Es war ein Augenblick geistiger Umnachtung, als du die unglückselige That begingst. Du lebst, du bist uns wiedergegeben; dies Glück wiegt alles andere auf.“

„Daß ich lebe, es ist dein Werk, Amanda! Als ich deine Stimme meinen Namen rufen, deine Hand an der Thür rütteln hörte, da zitterte meine Hand: der Schuß, der mir das Hirn zerschmettern sollte, ging fehl.“

„Zu deinem, zu unserem Glück. Aber schweige still, Adolf, rege dich nicht auf.“

„Nein, laß mich reden!“ bat er; „es wird mir gut thun; laß mich reden zu dir und meinen Kindern.“

„Sie sind hier ganz in der Nähe.“

„Wie?“

„Meinst du, sie hätten mir die Nachtwache allein überlassen?“ fragte sie mit jenem süßen Lächeln, das ihn schon an seiner Braut so sehr entzückt hatte; „ich rufe sie sogleich herbei; erst soll jedoch die Nacht dem Tage weichen.“

Sie löschte die Lampe, zog die Vorhänge zurück, stieß die Läden auf und öffnete die Fenster. Mit dem Lichte des jungen Morgens drang der würzige, herbe Hauch der Herbstluft herein, und wohlig hob sich die Brust des Mannes, als ob er von einem schweren, eisernen Druck befreit wäre.

Frau Hammers drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, und wenige Minuten später traten Clelia und Ferdinand in's Zimmer.

Mit dem Rufe: „Vater, mein Vater, du bist uns wiedergeschenkt!“ flog Clelia auf Hammers zu, umschlang seinen Hals mit beiden Armen und drückte ihren Kopf auf seine Brust.

Clelia Hammers war das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter, jedoch überragte sie die zierliche Gestalt derselben um Hauptеslänge und trug den schönen Kopf frei und stolz auf schlankem Halse, während Frau Hammers den ihrigen etwas geneigt hielt. Auch die Augen, obwohl in Schnitt und Farbe einander ähnlich, hatten bei Clelia ein energisches Leuchten; das ganze Gesicht trug die Merkmale der größten Eindrucksfähigkeit. Ferdinand, der um beinahe acht Jahre älter war als die Schwester, und der weder unschön, noch unintelligent aussah, erschien neben ihr doch unbedeutend und nüchtern.

Auch er äußerte jetzt seine Freude über des Vaters schnell eintretende Wiederherstellung, jedoch in einer weit ruhigeren Weise, indem er ihm warm die Hand drückte. Die Erlebnisse des gestrigen Tages lasteten noch zu schwer auf ihm; er besaß nicht die Elasticität der Schwester, um sie so schnell wieder abzuschütteln, auch bewegte ihn ernst und bang die Frage, wie sich für ihn und sie alle die Zukunft gestalten solle, während Clelia seine Mittheilungen über die Veränderungen ihrer materiellen Verhältnisse mit der größten Gelassenheit aufgenommmen hatte.

„Setzt euch zu mir,“ bat Hammers, und Ferdinand war geschäftig, Stühle herbeizurücken. Die eine Hand in der seiner Frau, die andere in der seiner Tochter ruhen lassend, wiederholte er: „Vergebt mir, Kinder, ich habe mich an euch versündigt.“

Sie wollten ihm widersprechen; er winkte mit der Hand, ihn nicht zu unterbrechen, und fuhr fort: „Nicht weil ich euch in Noth und Armuth, auch nicht, weil ich euren Namen in Unehre bringen muß, bitte ich euch um Verzeihung — das ist nicht meine Schuld —, sondern weil ich mich feige wegstehlen, euch allein lassen wollte! Glaubt mir, in den wenigen Minuten, die zwischen dem Schuß und dem Oeffnen der Thür lagen, habe ich schon schwer, schwer gebüßt.“

„Du warst bei Bewußtsein, Vater?“ fragte Ferdinand.

„Ich verlor es wenigstens nicht sogleich. Vielleicht blieb es mir nur eine Minute, aber ich habe viele Jahre der Reue und der Qual durchlitten. Ich glaubte, ich sei schon todt, von euch für immer durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt. O, es war furchtbar — entsetzlich!“

„Rege dich nicht auf, sprich nicht mehr darüber!“ bat seine Frau.

„Im Gegentheil, es thut mir gut, darüber zu reden. Ich habe auch während des gestrigen Tages, ich habe auch während der Nacht nicht in der dumpfen Lethargie gelegen, in der ihr mich versenkt glaubtet. Meine Körperkräfte waren gebunden, aber mein Geist arbeitete; ich habe viel nachgedacht und den Entschluß gefaßt, zu leben und gutzumachen. Was auch kommen mag, Armuth und Elend, Schmach, ich will es tragen, aber nie, nie wieder daran denken, von dem Posten zu weichen, auf den ich gestellt bin.“

Frau Hammers drückte einen Kuß auf seine Wange. „Es ist nicht so schlimm mit der Armuth, dem Elend und der Schande, von der du sprichst,“ sagte sie tröstend. „Wenn du nur an dich selbst glauben, wenn du nur nicht verzweifeln willst, so kann noch alles wieder gut werden.“

„O, Amanda, aus dir spricht die Unkenntniß der Verhältnisse!“ seufzte er. „Ich habe bisher —“

„Du hast mich bisher durch deine grenzenlose Liebe verwöhnt, mir alles ferngehalten, was mich hätte beunruhigen, was mich hätte in meinem Wohlleben beeinträchtigen können,“ fiel sie ein. „Von Kindheit an habe ich nur frohe, sorgenfreie Tage gekannt, und ohne viel nachzudenken, habe ich das alles hingenommen, als müsse das so sein. Das soll von jetzt an anders werden, auch in mir hat der gestrige Tag eine große Wandlung vollzogen; von heute ab will ich dir in Wahrheit eine Gehilfin sein.“

„Amanda, mein gutes, treues Weib, du bist, du warst mir immer alles!“

„Ich will es jetzt erst recht sein. Gemeinschaftlich wollen wir arbeiten, das Erbe deiner Väter zu erhalten, unseren Wohlstand wieder aufzubauen.“

„Unmöglich! Ich habe zu viel verloren, mehr, weit mehr, als ich mein eigen nannte.“

„Es steht nicht so schlimm. Ich habe noch gestern mit dem Bureauchef, mit dem alten Braun und anderen gesprochen. Sie sehen die Dinge nicht so hoffnungslos an,“ sagte Ferdinand.

„Sie sind Sanguiniker.“

„Nein; sie schauen nur nicht durch so düster gefärbte Gläser wie du. Mit einem nur mäßigen Capital —“

„Wer würde mir das geben?“ unterbrach ihn Hammers mit einem leichten Anflug von Ungeduld.

„Dein Schwager, der Bankier Böster,“ sagte Amanda zuversichtlich. „Du bist ihm so oft gefällig gewesen, er dankt deinem Vater und dir so viel; er wird dir gewiß helfen.“

„Er verliert ohnehin durch mich 300,000 Mark und die Mitgift seiner Frau.“

„Nun, er ist reich genug und wird es überwinden; man schätzt sein Vermögen auf mehrere Millionen.“

„Das ist Uebertreibung. Ich kenne seine Verhältnisse besser; er ist jetzt ebenfalls ruinirt.“

„Dann werden uns andere helfen. Ein solch' altes Fabrikgeschäft, das so viele Menschen ernährt, läßt man nicht untergehen. Ich werde an alle Thüren klopfen, wenn du es nicht magst und zu stolz dazu bist; einer Frau wird man die Hilfe nicht versagen. Fasse nur noch einmal Muth! Du sollst sehen, es gelingt uns, die Catastrophe zu beschwören.“

Mit großen, weitgeöffneten Augen hatte Hammers seine Frau angeschaut. War das Amanda, seine zarte Amanda, die sich bisher nie um die Geschäfte bekümmert, die er vor jedem Lufthauch behütet? Beinahe drei Jahrzehnte hatte er neben ihr gelebt und meinte sie jetzt erst kennen zu lernen. An ihrem Muth, ihrer Zuversicht richtete sich der seine wieder auf; was keinem gelungen war, das brachte sie zu Stande.

Auch des Sohnes Blicke hingen mit Bewunderung an dem hochgerötheten Antlitz der Mutter. Jetzt trat auch er dicht an das Lager des Verwundeten heran und sagte: „Vater, Mutter, habt ihr mich vergessen? Ist nicht noch ein Hammers da?“ Und mit der Rechten die Hand des Vaters, mit der Linken die der Mutter ergreifend, fuhr er fort: „Hier in eure lieben, theuren Hände schwöre ich, daß ich nicht ruhen, nicht rasten will, bis ich das alte Geschäft zu neuem Ansehen gebracht, alle Verbindlichkeiten gelöst habe. Nur, Vater, gieb mir die Arme frei!“

„Was verlangst du?“

„Daß du dich von der Mutter und der Schwester ruhig gesundpflegen läßt und den Bann aufhebst, den du auf die Fabrik gelegt hast. Heute kann dies noch geschehen; einige Tage später dürfte es vielleicht nicht mehr möglich sein.“

„Wovon willst du die Ausgaben bestreiten? Die Kassen sind leer.“

„Kleinmüthiger!“ schalt Frau Hammers. „Schon gestern war unser alter Freund Zuckschwert hier und hat uns 50,000 Mark zur Verfügung gestellt.

Ein Lächeln erhellte Adolf Hammers' eingefallene Züge. „Mein wackerer Freund!“ murmelte er, aber schon glitt wieder ein Schatten über sein Gesicht. „Ein Tropfen auf einen heißen Stein!“ seufzte er.

„Nicht doch, Vater; ich habe mit dem Bureauchef, mit Braun und dem Cassirer berathen; mit 50,000 Mark läßt sich schon ein Stück weiterkommen, und ehe sie verbraucht sind, wird wieder Rath geschafft.“

„Wie?“

„Ich reise heute Abend oder morgen, wie ich abzukommen vermag, selbst zu Onkel Böster nach Berlin und lege ihm die Verhältnisse klar. Er ist Geschäftsmann genug, um einzusehen, daß, wenn er uns jetzt nicht beispringt, seine 300,000 Mark und das Vermögen seiner Frau verloren sind, wenn er uns aber rechtzeitig Hilfe leistet, alles gerettet werden kann. Und ich schwöre, er soll bei uns um keinen Pfennig kommen, er so wenig wie irgend ein anderer. Vater, ich bitte, ich beschwöre dich, gieb mir die Arme frei!“

„Adolf, höre deinen Sohn!“ bat mit flehend erhobenen Händen Frau Amanda; „ich bürge für ihn!“

Noch ein Kampf, dann sagte Hammers: „Es sei! Ich gebe mich in eure Hände, das sei meine Buße.“

„Nein, unser Glück!“ rief Frau Hammers und drückte des Gatten Kopf an ihre Brust.

Ferdinand ergriff des Vaters Hand und preßte einen heißen Kuß darauf.

Der Nebel, der wie ein dichter, feuchter Schleier über dem Park gelegen, begann sich zu lüften, wie feurige Pfeile schossen die Sonnenstrahlen hindurch. Sie fielen durch die Fensterscheiben und verklärten die Gruppe, die sich um das Lager des Verwundeten gebildet hatte....

Ferdinand verließ das Zimmer und begab sich eilig nach der Fabrik hinüber. Nach kurzer Zeit ertönte die Dampfpfeife. Länger, eindringlicher, lauter erscholl sie, und ihr Ruf wurde verstanden. Von allen Seiten eilten Arbeiter herbei; in Erwartung der Dinge, die da kommen könnten, kommen müßten, hatte sich der größere Theil von ihnen in der Nähe der Fabrik aufgehalten.

Bald hörte man wieder den regelmäßigen, mächtigen Schlag der Dampfhämmer, das Getöse des Feilens, Sägens, Pochens, das Brausen der Blasebälge. Die Werke der Firma Hammers & Sohn waren von neuem im Betrieb. —

Am nächsten Morgen reiste Ferdinand Hammers, der jetzige Mitchef von Hammers & Sohn, nach Berlin, um dort den Bankier Böster aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

— **Jeder ist seines Glückes** Schmied pflegen mit Vorliebe diejenigen zu sagen, die nie am Ambos des Lebens gestanden sind.

— **Zukunftsfreuden.** „Nun Frau Nachbarin, wie war denn die Fahrt mit Ihrem Herrn Gemahl in dem neuen, lenkbaren Luftballon?“ „Entzückend, wie eben nur eine Fahrt in einem lenkbaren Luftschiffe mit einem lenkbaren Manne sein kann!“

Für die Küche.

Suppe à la Jardinière. Man nimmt einen halben Kopf Sellerie, einige Karotten, Kohlrabi, kleine Rübchen, grüne Bohnen und schneidet dies Alles mit dem Gemüsemesser in zierliche Formen; hierzu nimmt man kleine weiße Zwiebeln, Röschen von Blumenkohl, Spargelspitzen, blanchirt sie in kochendem Wasser und gibt sie dann in eine kräftige Fleischsuppe, in welche man noch fein gehackte Petersilie und Kerbel schneidet; man legirt sie mit drei Eidottern.

Omelette mit Gurken. Die Gurke, je nach Größe nimmt man ein oder zwei Stück, wird zuerst vorbereitet. Man schält sie, schneidet sie mitten durch, nimmt die Kerne und weichen Theile heraus und schneidet nur die Gurken in kleine Würfel. Diese Würfel kocht man in mit etwas Salz und Essig versetztem Wasser etwa 10 Minuten, läßt die Gurken abtropfen und schneidet nun 7 Unzen gekochten Schinken ebenso. In 1½ Unze Butter, die man mit einer großen Messerspitze Liebig's Fleischextract verrührt, werden Gurken- und Schinkenwürfel erhitzt und im Wasserbade heißgestellt. Dann bereitet man aus drei schaumig geschlagenen Eiern, 1 Unze Butter, 1 Löffel Mehl, 1 Löffel gehacktem Schinken, etwas Salz und Pfeffer eine ebenmäßige Masse, die man fortwährend schlägt, bis man sie in reichlich kochende Butter schüttet und unter Schütteln bei gelindem Feuer unter erhitztem Deckel so lange bäckt, bis die Masse anfängt, dick zu werden. Man belegt die fertige Omelette mit der Gurkenfüllung, schlägt sie zusammen und servirt sie sofort.

Saure Kalbsfüße. Die Kalbsfüße werden gereinigt, gewaschen, in gesalzenem Wasser weich gekocht und alsdann die Knochen ausgelöst. Nun macht man eine feine braune Mehlschwitze, gibt das nöthige Gewürz, ein Glas Wein, etwas Essig und Citronenschale dazu und kocht das ausgelöste Fleisch gut durch in der Brühe. Man gibt sie mit Mehlspatzen oder Maccaroni.

Nierenschnitten. Man nimmt die gebratene Niere nebst Nierenfett vom Kalbsnierenbraten und wiegt sie fein, gibt ein Ei, Salz, Pfeffer, ein wenig Muskatnuß und ein wenig Rahm dazu und mengt Alles gut durcheinander. Nun schneidet man Semmel in dünne Schnitten, dreht sie in verrührtem Ei, streicht die Masse auf eine Seite und bäckt die Schnitten in heißem Schmalz. Salat paßt gut dazu.

Gedämpfte Gänseleber. Man nimmt mehrere kleine Lebern, wäscht sie und spickt sie mit gesalzenem Speck. Sodann macht man Butter in einem Tiegel heiß, röstet Zwiebel, Petersilie und ein wenig gelbe Rübe, Alles sehr fein gewiegt, darin, gibt die Lebern hinein und dämpft sie auf starkem Feuer zehn Minuten lang. Vor dem Weichwerden gibt man ein wenig Wein daran und etwas feingewiegte Citronenschale. Zuletzt kommt Pfeffer und Salz dazu. Wird mit der Sauce angerichtet, man reicht geröstete Kartoffeln dazu.

Geschmorte Enten mit Kapernsauce. Man kocht die Ente in Wasser unter Abschäumen und Hinzufügung von Salz, Gewürz und Lorbeerblatt weich; dann bratet man sie in Butter braun und richtet sie mit der Kapernsauce an; zu dieser stellt man mit Butter die genügende Menge Braunmehl her, welche man mit einem Glase Weißwein ablöscht; man gibt so viel Wasser oder Brühe hinzu, als man Sauce zu haben wünscht. Zwei Löffel Kapern, einige Citronenscheiben, etwas Zucker, Leber und Magen der Ente, beides kleingeschnitten, läßt man in der Sauce eine halbe Stunde kochen und legt den Braten zuletzt einige Minuten hinein.

Fleck (Tripe). Die Fleck wird, nachdem sie sehr sauber geputzt und aus mehreren Wassern herausgewaschen ist, zum Feuer gesetzt und eine halbe Stunde lang blanchirt (abgekocht), nach welcher Zeit sie wieder in kaltem Wasser abgekühlt und dann in passende Stücke geschnitten wird. Sie wird nun in kochendem Salzwasser mit Zwiebeln, gelben Rüben und ein paar Lorbeerblättern mehrere Stunden sehr weich gekocht. Dann werden 5—6 feingeschnittene Zwiebeln hellgelb geröstet, in das Gericht gethan, mit etwas Mehl verdickt, 1 Löffel Essig, Salz und Pfeffer, etwas gestoßene Nelken hinzugefügt und alles mit einander gut durchgekocht.

Fleischauflauf. Eine Kalbszunge wird in Salzwasser weich gekocht, abgezogen und in feine Scheiben geschnitten, ein Kalbshirn und eine Kalbsmilch werden in Butter gedämpft und ebenfalls in Scheiben geschnitten. Gleichzeitig macht man mit Butter, Mehl und der Zungenbrühe eine helle, dickliche Sauce, fügt etwas Liebig's Fleischextract, feines Gewürz, gehackte Sardellen, gedünstete Champignons und zuletzt die Fleischstücke hinzu. Nun bäckt man in der Größe der zu benutzenden Auflauf-Form zwei Pfannkuchen aus dem üblichen Teig von Mehl, Milch und Eiern, legt den einen unten in die Form, füllt das Ragout hinein, legt den zweiten Pfannkuchen darauf, gießt ein Pint saure Sahne darüber und läßt das Ganze in nicht zu heißem Bratofen eine Stunde backen.

Kartoffelkuchen. Drei Viertel Pfund gekochte und mit dem Reibeisen geriebene mehlige Kartoffeln, ein halbes Pfund gestoßener Zucker und sieben Eier werden eine Stunde gerührt. Nun wird Schale und Saft einer Citrone darunter gemengt und die Masse in eine mit Butter bestrichene Form gefüllt. Zuletzt vertheilt man einige Butterstückchen darauf und bäckt den Kuchen in mittlerer Hitze.